basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Treffpunkte der Basler Jugend

Autor(en): Raymond Petignat

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1975

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/767ea976-84ca-4702-9749-cf38dd7d8fd8

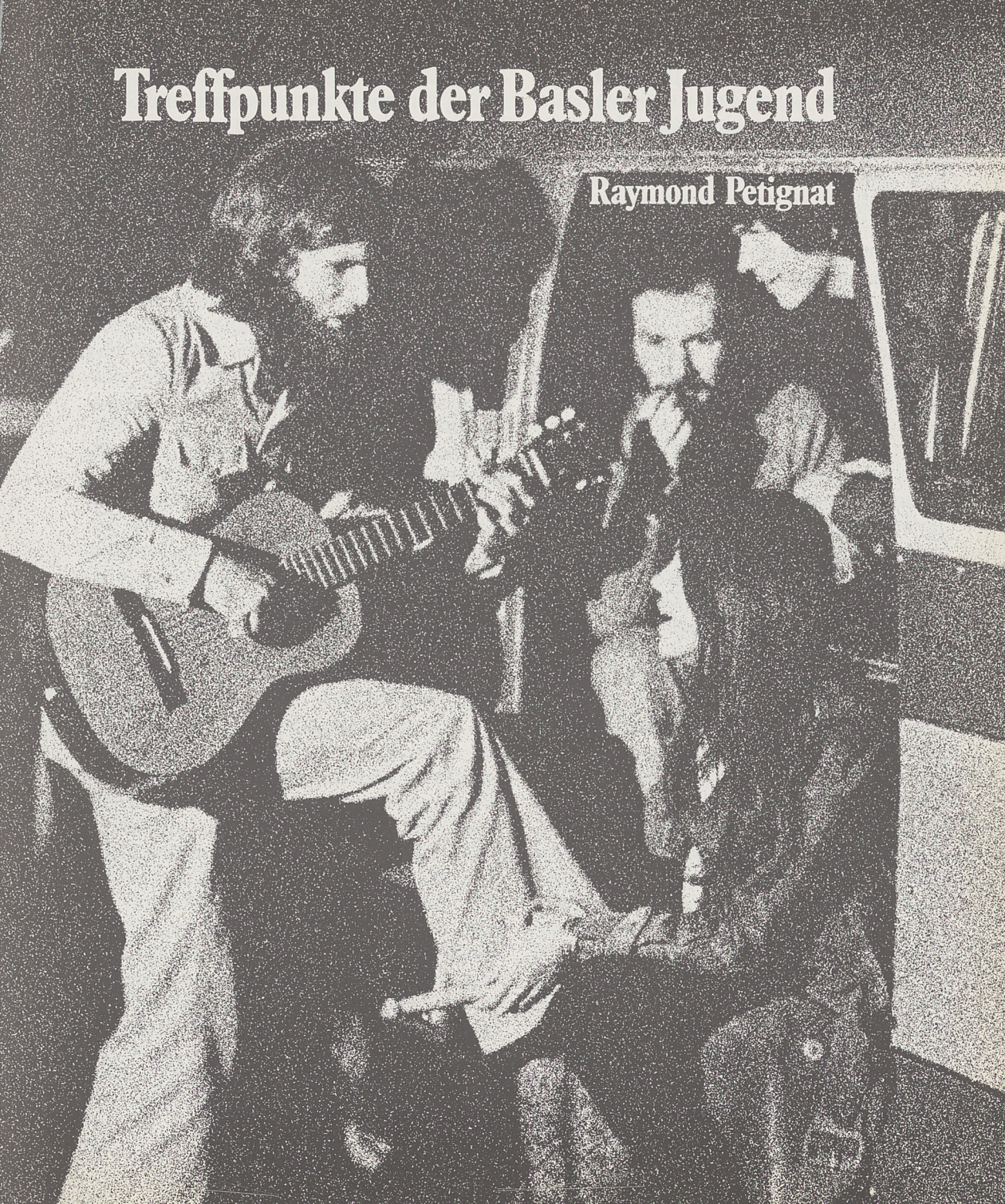
Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Treffpunkte der Basler Jugend

Raymond Petignat



«Tom hatte in der Tat die Schule geschwänzt und seine Zeit wundervoll verbracht. Mit grösster Unbefangenheit kam er gerade noch rechtzeitig heim, um vor dem Abendbrot noch an seine allabendliche Aufgabe zu gehen, nämlich Jim, dem kleinen Niggerjungen, beim Holzspalten zu helfen – das heisst, er benutzte die Zeit dazu, dem Kleinen von den Erlebnissen des Nachmittags zu erzählen, während Jim drei Viertel der Arbeit tat.» Dieser kurze Abschnitt stammt aus «Die Abenteuer des Tom Sawyer» von Mark Twain, und die vergnügliche, farbige Schilderung der Erlebnisse eines Buben aus der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts im amerikanischen Westen steht in einem ungeheuren Gegensatz zur erlebten Realität der Mädchen und Knaben, die heute in den Industrienationen rund hundert Jahre nach Tom Sawyer leben. Trotzdem ist die Erzählung Mark Twains bei Zehn- bis Vierzehnjährigen sehr beliebt, und die Erwachsenen pflegen sich schmunzelnd an die Streiche des unverwüstlichen Thomas Sawyer zu erinnern, wobei sie sich allerdings in den wenigsten Fällen darüber Rechenschaft geben, dass Tom Sawyer, lebte er heute in Basel, mit grosser Wahrscheinlichkeit mit den Behörden zu tun bekäme, vermutlich sogar mit der Jugendanwaltschaft. Tom Sawyer treibt sich nachts umher, schwänzt die Schule und verschwindet bisweilen tagelang.

An der Geschichte von Tom Sawyer besticht die bei allen Auseinandersetzungen des Knaben mit Erwachsenen vorherrschende Unbekümmertheit. Das Leben vor hundert Jahren war zwar geprägt von Aberglauben und mancher Unzulänglichkeit, aber offensichtlich wurde es unmittelbarer empfunden. Der Begriff «Jugend» ist im allgemeinen Sprachgebrauch ein gutes Stück weit mit Unbeschwertheit und Sorglosigkeit, mit Lebensfreude und Wagemut verbunden. Diese Vorstellungen entsprechen in der Regel denn auch der tatsächlichen Sachlage, und daraus entspringt eine der Ursachen des Generationenkonfliktes, der in den vergangenen Jahren bisweilen ein aussergewöhnliches Ausmass annahm. Das Ausmass wiederum ist durch die ständig weiter auseinanderklaffenden Erfahrungsbereiche der einzelnen Generationen bestimmt worden; die stets schneller verlaufende Entwicklung unserer Zivilisation, vornehmlich in den Bereichen der Wissenschaft und der Technik, verändern die Welt in einer Geschwindigkeit, die es jeder Generation immer schwieriger erscheinen lässt, ihre Nachkommen zu verstehen.

Man kann manchen Treffpunkten der Basler Jugend eine poetische Seite abgewinnen, und es wäre sogar schlimm um die Stadt und ihre Jugend bestellt, wenn das nicht möglich wäre. Anderseits ist es nicht zulässig, alle Treffpunkte ausschliesslich als Orte fröhlichen Treibens, ausgelassenen Übermuts und herzlicher Begegnungen zu beschreiben. Leider weist die Bezeichnung «heutige Jugend» so etwas wie einen feststehenden Inhalt auf: bei vielen Angehörigen der «älteren Generation» gilt diese «heutige Jugend» als aufsässig, respektlos, ja, als verdorben. Aber die Jugend der späten sechziger und der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts ist weder schlechter noch besser als die Jugend früherer Jahrzehnte. Diese dürfte es indessen in mancherlei Beziehung leichter gehabt haben als jene; auch die «heutige Jugend» versprüht zwar Lebensfreude und Wagemut, sie gibt sich sorglos, ob sie aber wirklich unbeschwert ist, muss offen bleiben.

Der Zukunftspessimismus hat in den vergangenen Jahren die Denkweise gerade junger Menschen weitgehend bestimmt, mindestens insofern, als sich eine grosse Zahl von ihnen mit den Zielen der modernen Industriegesellschaft nicht mehr einverstanden erklären konnte. Diese Abkehr von der Bewunderung für die Errungenschaften der Zivilisation rührte aus der Hektik eben dieser Zivilisation, vielleicht aus der drohenden Programmierung des Lebens, der Gefahr des totalen Rationalismus. «Jähe Unruhe», so schrieben die Autoren einer «Konzeption für Jugendarbeit» der evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt, «trieb die Jugend der ganzen Welt in den späten sechziger Jahren zu Aufbrüchen und Ausbrüchen aus dem status quo und stellte auch in unserer Stadt jedermann, der mit der jungen Generation zu tun hatte, vor neue, verwirrende Fragen. Die Ausbrüche drängten in die verschiedensten Richtungen und komplizierten damit das Verständnis und das Finden angemessenen Verhaltens. Die ‹grosse Weigerung› explodierte in politischer Radikalität, offenem Krawall gegen die bestehende Ordnung, in der Verschmähung von Bildung und Arbeit als die üblichen Wege, sich zu ‹etablieren›, in der Drogenwelle und sexuellen Emanzipation, in der neuen Lebensform der Kommunen und gipfelte im Versuch, eigene Subkulturen und autonome Antigesellschaften zu bilden.»
Dabei war doch die Existenz in den Industrienationen für den einzelnen Menschen sicher geworden wie vielleicht nie zuvor in der Geschichte. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse, der Stolz des Abendlandes, und ihre praktische Anwendung liessen nahezu alles als machbar erscheinen, und selbstverständlich widerstand man in den Industrieländern der Versuchung nicht, sozusagen «alles» zu machen, man hatte ob der Begeisterung für den Fortschritt vergessen, sich auch nur die Frage nach seiner Bewältigung zu stellen. Gewaltige Verkehrswege wurden gebaut, Flugzeuge, deren Grössenverhältnisse allein noch vor wenigen Jahrzehnten als Hirngespinste belächelt worden wären, gewaltige Fabriken, automatische Produktionsanlagen, es wurde betoniert, parzelliert und organisiert. Niemand schien zu bemerken, wie durch das ungezügelte Treiben die elementarsten Lebensgrundlagen in Gefahr gerieten, wie saubere, klare Gewässer allmählich zur Seltenheit wurden und reine Luft zu einer besonderen Attraktion von Ferienorten. Grüne Wiesen rückten in immer weitere Entfernungen. «Als Tom am andern Morgen erwachte, sah er ganz verwirrt um sich. Er setzte sich auf, rieb sich die Augen, und dann erst konnte er sich besinnen, wo er war. Es herrschte eine graue, kühle Dämmerung, und ein köstlicher Duft von Ruhe und Frieden lag in der tiefen Stille des Waldes. Kein Blatt rührte sich, kein Laut störte das Nachdenken der schweigenden Natur. Tautropfen perlten auf Blättern und Gräsern. Tief drinnen im Walde rief ein Vogel, ein anderer antwortete, dann hörte man das Hämmern eines Spechtes.» So beschreibt Mark Twain die Erlebnisse seines Helden Tom Sawyer auf einem der Treffpunkte der damaligen Jugend, einer Insel im Mississippi. Um solche Erlebnisse aber fühlt sich die «heutige Jugend» betrogen, und die junge Generation der späten sechziger und der frühen siebziger Jahre erkannte mit einer seltsam anmutenden Klarsichtigkeit, dass es für sie Zeit wurde, ihre Rechte an der Zukunft anzumelden, zumal die ältere Generation sehr weitgehend über

die Macht und die Mittel verfügte, das Antlitz dieser Zukunft zu bestimmen.
Eine Beschreibung der Treffpunkte der Basler Jugend muss unter den Umständen von 1976 vor dem Hintergrund der vergangenen stürmischen Jahre stattfinden. Denn die grosse Mehrzahl der Treffpunkte bildete sich im Zuge der Auflehnung der Jugend gegen die Welt der Erwachsenen und entwickelte sich mit der «grossen Weigerung». Und einer der bekanntesten Treffpunkte der Jungen ist die «Klagemauer» am Barfüsserplatz, ein ursprünglich in den dreissiger Jahren aus reinem Zweckmässigkeitsdenken in grossen Quadern errichtetes Stützmauerwerk. Es fing das Gefälle des Platzes von der Barfüsserkirche her gegen die Tramhaltestelle auf. So entstanden mitten im Stadtzentrum eine Anzahl Autoparkplätze, dies zu einer Zeit, da man an die Folgen des Individualverkehrs mitten in der Stadt nicht im Traume dachte.
Heute gehört das Treiben von jungen Leuten auf der Mauer in den Sommermonaten bereits zum vertrauten Bild der Stadt Basel. Auf der «Klagemauer» – die Bezeichnung haftet ihr übrigens schon lange Zeit an – treffen sich Jugendliche verschiedenster Herkunft und Nationalität. Sie musizieren, diskutieren, lesen, faulenzen, dies besonders, wenn die Nachmittagssonne die Mauer und ihre Umgebung bescheint. Die «Klagemauer» ist beliebt als Ort der Kontaktaufnahme, aber auch als Orientierungspunkt für Ortsfremde oder Hilfesuchende. Unter den jungen Leuten, die sich dort einfinden, sind nationale Vorurteile so gut wie abgebaut, sie helfen sich, die einen vermitteln Schlafgelegenheiten, die anderen machen Tauschgeschäfte, es wird auch «gemischelt», was soviel bedeutet wie «um Geld angehen», wieder andere suchen Partner für einen Tramp oder erkundigen sich nach einem Job.
In der regionalen Drogenszene ist die «Klagemauer» über die Grenzen Basels hinaus bekannt. Zahlreiche Neugierige suchen die Mauer auf, und besonders Aufmerksame wollen an lauen Sommerabenden hin und wieder den über dem Barfüsserplatz schwebenden, süsslichen Duft von Haschisch verspüren. Aus diesem Grunde nehmen Eltern und Erzieher gegenüber diesem Jugend-Treffpunkt bestenfalls eine Haltung kühler Reserve ein, und sobald sie feststellen müssen, dass ihre Sechzehn- oder Siebzehnjährigen dort verkehren, wandelt sich ihre Reserve oft in unverhohlene Besorgnis.
Ebenso wie die «Klagemauer» war das in der Greifengasse nahe des Claraplatzes im Kleinbasel gelegene «Café Oasis» weit über die Grenzen der engeren Region hinaus bekannt. Als sich die Drogenszene ausweitete, wurde es zu einem Treffpunkt für junge Leute der verschiedensten Altersgruppen; zuvor fanden sich dort hauptsächlich jüngere Teenager ein. Das «Oasis» war zwischen den Schaufenstern der Greifengasse nicht sofort zu finden. Der Besucher erreichte es durch einen langen Gang, der gleichsam zur «Oase» inmitten des städtischen Trubels führte. Zwar nannten die Jungen das «Oasis» in der ihnen eigenen Begriffswelt «Wüesti», was keineswegs so abwegig war, wenn man sich vergegenwärtigt, dass eine Oase und die Wüste miteinander in Zusammenhang stehen. Das Café war einfach eingerichtet: Runde Tische, Bänke, Hocker, Music-Box, Spotlichter sowie – unvermeidlich – ein Flipperkasten.
Den Jungen schien das «Oasis» Geborgenheit und Wärme zu vermitteln. Die meisten

Frühling auf der Klagemauer.

Besucher kannten sich. Neugierigen, die sich dort auch einfanden, und unbekannten Besuchern begegneten sie mit einer Art ängstlichen Argwohns. Abends blieb das Lokal geschlossen, und es galt als beliebter Tagestreffpunkt für «Ausgeflippte». – Im Verlaufe des Jahres 1975 wurde das Etablissement von «Oasis» in «Spotlight» umbenannt; Anzeichen deuteten darauf hin, dass sich damit auch die Zusammensetzung der Kundschaft änderte.

Bereits die der Jugend von 1969 bis 1975 vorangegangene Generation wird auf viele Erscheinungen dieser Jahre mit etlichem Unverständnis reagieren. Noch in den frühen sechziger Jahren war das Drogenproblem in Basel nicht akut, ja, die Öffentlichkeit nahm es als solches kaum zur Kenntnis und betrachtete es als eine spezifische Begleiterscheinung der Lebensumstände in ganz grossen Ballungszentren. Sowohl Eltern und Erzieher als auch die Behörden wurden in Basel von der Drogenwelle ziemlich überrascht, und noch

überraschender war, dass ihr offensichtlich mit den gängigen und manchmal auch ungeschickten Erziehungsmethoden nicht beizukommen war. Wenn es je noch Anzeichen patriarchalischer Strukturen in der Gesellschaft der sechziger Jahre gab, so wurden sie – in Basel so gut wie anderswo – im Zuge der «grossen Weigerung» hinweggefegt. Viele junge Leute, auch solche aus sogenannten «guten Familien» – nicht selten sogar gerade sie – «flippten aus», wenn sich die Konflikte im elterlichen Hause häuften, das heisst, sie zogen kurzerhand von daheim aus, und dass sie gesellschaftlicher und gesetzlicher Regeln gemäss noch minderjährig waren, berührte sie dabei wenig. Unbestreitbar aber verzichteten sie mit diesem Auszug sehr oft in erster Linie auf die Annehmlichkeiten modernen Wohnkomforts und bestenfalls erst in zweiter Linie auf familiäre Geborgenheit, denn längst war die Familie durch die Erfordernisse, Bedürfnisse und die Folgen der Industrie- und Konsumgesellschaft in arge Bedrängnis geraten und mit ihr die alte Institution der Ehe. Längst war auch die Heuchelei einer verklemmten Sexualmoral offenbar geworden, trotzdem aber erklärte das Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche, Papst Paul VI., in seiner heftig umstrittenen Enzyklika «Humanae vitae» noch 1968, die Verwendung antikonzeptioneller Mittel beim Geschlechtsverkehr sei mit dem christlichen Gewissen nicht vereinbar. Das trug, etwas verallgemeinernd betrachtet, nicht dazu bei, die Glaubwürdigkeit überlieferter und bewährter Lebensauffassungen angesichts der vielfältigen, ungelösten Probleme zu erhöhen. Zahlreiche Eltern kamen mit ihren Heranwachsenden kaum mehr zurecht, ihre bisher allenfalls wirksamen, wenn erzieherisch angewandten Druckmittel fielen in sich zusammen, und darüber hinaus gelang es ihnen nicht, zu einer anderweitigen Verständigung mit ihren Jungen zu kommen, weil die wenigsten von ihnen sich je über eine solche Möglichkeit Gedanken gemacht hatten.

Sie konnten bald einmal erfahren, was zur Diskussion stand, wenn sie es erfahren wollten. Schon 1965 war im Szczesny Verlag in München die «Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung» von A. S. Neill erschienen; 1969 kam das Werk in einer Taschenbuchausgabe bei Rowohlt heraus und fand weite Verbreitung. Die Aussagen des bemerkenswerten britischen Erziehers fanden natürlich nicht überall Zustimmung, doch vieles von dem, was er sagte, liess sich nicht rundweg in Abrede stellen. «Es gibt keine problematischen Kinder», erklärte Neill, «sondern nur problematische Eltern und eine problematische Menschheit.»

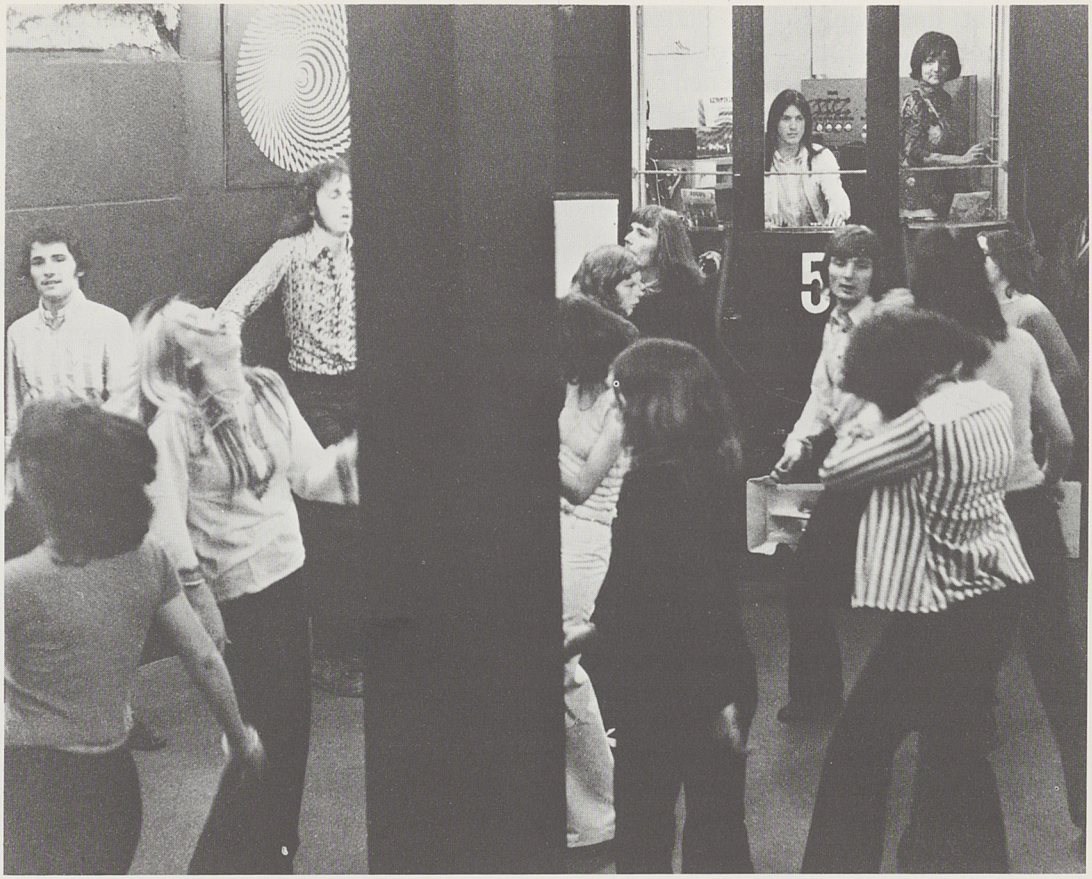
Dass die Menschheit problematisch war, vermochte die Jugend in allen Industrieländern am Fernsehen mühelos festzustellen. Und das Fernsehen wurde von Erwachsenen gemacht, und es demaskierte gleichzeitig ihre Welt. Die Nachfahren des Thomas Sawyer führten im Fernen Osten einen blutigen Krieg, es wurde bombardiert, gebrandschatzt, zerstört, und die Gründe für den Krieg, den die Vereinigten Staaten in Vietnam führten, erschienen längst nicht allen jungen Amerikanern als stichhaltig. Die Geschichtsschreibung späterer Jahrzehnte wird möglicherweise die Ursachen der in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre ausgebrochenen Drogenwelle aufzeigen können; sie ging von den Vereinigten Staaten aus und dürfte zu einem guten Teil in den Lebensängsten der

jungen amerikanischen Generation einen ihrer tieferen Gründe haben. Die Drogenwelle breitete sich rasch nach Europa aus, dessen Jugend von den Ängsten des jungen Amerika über die Massenmedien längst Kenntnis erhalten hatte.

Nicht alle Jugendlichen, die von zu Hause wegzogen, wandten sich in der Folge kurzerhand dem Drogengenuss zu. Aber es kam oft genug dazu, wenn sie nicht schon zuvor damit begonnen hatten. Sie fanden Unterkunft in Kommunen, von denen es im Lauf der vergangenen Jahre in Basel Dutzende gegeben hat. Meist siedelten sie sich in älteren Häusern an, die im allgemeinen über keinerlei besonderen Komfort verfügten, wie er den modernen Wohnblocks eigen ist. Viele Kommunen lösten sich nach einigen Monaten oder Jahren wieder auf, dies aus den mannigfaltigsten Gründen, nicht zuletzt aber auch deshalb, weil die jungen Leute oftmals die unter ihnen auftauchenden Probleme nicht zu bewältigen vermochten. Bestimmend für das Leben in den Kommunen war der Traum von einer echten menschlichen Gemeinschaft, die getragen war vom sozialen Willen ihrer Mitglieder und wo der Lebensunterhalt des Einzelnen aus gemeinsamem Erwerb und Besitz bestritten wurde. Östliche Philosophie und Lebensweise stiessen bei diesem Teil der Jugend auf grosses Interesse, man wandte sich vom westlichen Fortschrittsgedanken ab und suchte den wesentlichen Fragen der menschlichen Existenz auf den Grund zu kommen. Die Kommunen bildeten sehr oft Treffpunkte auch für Jugendliche, die nicht direkt an ihnen teilhatten. Die über diese Entwicklung stets von neuem erschreckte ältere Generation betrachtete die Kommunen häufig mit Grauen; sie hielt sie für Stätten sexueller Ausschweifung und ungezügelten Drogengenusses. Das aber war im gesamten ein ungerechtes Vorurteil. Nicht in jeder Kommune wurde Haschisch geraucht oder anderweitig genossen, und wenn es geschah, lag dem die Übernahme orientalischer Lebensweise zugrunde, was sich gelegentlich ja auch in der Kleidung recht drastisch äusserte. Als Treffpunkt ist die Bedeutung der Kommunen heute eher zurückgegangen, die noch bestehenden Wohngemeinschaften haben mit den ersten Versuchen nur noch wenig gemein und sind auch auf wesentlich realistischeren Voraussetzungen gegründet, als die früheren Modelle.

Wintertreffpunkt der Basler Drogenszene und witterungsbedingter Ersatz für die «Klagemauer» ist die in unmittelbarer Nähe des Barfüsserplatzes gelegene «Seibi-Bar». Zum Bild der «Seibi» gehörten bis vor kurzem im Gang vor der Eingangstüre und auf der Treppe herumstehende Jugendliche. Sie musterten jeweils jeden Neuankömmling kritisch und versuchten, Interessenten für Drogen auszumachen; sie hatten solche anzubieten. Vor einigen Monaten sahen sich die polizeilichen Behörden veranlasst, dort eine Razzia gegen den Drogenhandel durchzuführen, wobei sie nicht hauptsächlich auf die «kleinen Fische» aus waren, sondern auf Leute von einiger Bedeutung im Drogenhandel. Tatsache war, dass im Bereich der «Seibi-Bar» auch härtere und gefährlichere Drogen als beispielsweise Haschisch gehandelt wurden. Die Razzia ist in Fachkreisen für Jugendfragen und bei Sozialarbeitern höchst umstritten geblieben; sie vertreten die Meinung, die Behörden hätten zum ersten wenig damit erreicht und zum zweiten die Übersicht über die Drogenszene ver-

schlechtert, indem sie die grösseren und kleinen Drogenhändler von der «Seibi» an andere Orte vertrieben, was die Bekämpfung des Drogengenusses bei den jungen Leuten nur erschwere.
Im selben Haus befindet sich auch das Restaurant «Balances», die «Seibi-Bar» ist im ersten Stock gelegen, «Balances» im Parterre. Dort wird vornehmlich Alkohol konsumiert, die «erlaubte Droge»; unzweifelhaft kann übrigens nicht übersehen werden, dass die jugendlichen Ausbrüche in die Drogenwelt die etablierte Gesellschaft unvermutet mit ihren eigenen Lastern konfrontierten. In den «Balances» dominiert die Diskothek und die Light-Show. Im Gegensatz zur «Seibi» im ersten Stock geht es in den «Balances» wesentlich lauter und lebhafter zu und her.
Das Restaurant «Farnsburg», im Jargon der Jugendlichen die «Fahne» genannt, wird von einem etwas rauheren Schlag junger Leute aufgesucht. Früher hielten sich Rocker, Ex-Rocker und Rocker-Sympathisanten gerne in der «Farnsburg» auf. Die Rocker sind indessen in jüngster Zeit in Basel kaum mehr in Erscheinung getreten. Sie kamen hin und wieder wegen Krawallen und Störungen der öffentlichen Ordnung mit den Strafverfolgungsbehörden in Kontakt, und Fachleute glauben, die gegen einzelne von ihnen ausgesprochenen, recht scharfen Strafen hätten dem Rockertum ein Ende gemacht. Sofern nicht alle Anzeichen trügen, ist ihr Auftreten vor allem in der Schweiz zurückgegangen und eher selten geworden. Auch in der «Farnsburg» werden zumeist alkoholische Getränke genossen. Trotz der spärlichen Ausstattung ist die grosse Gaststube nicht ohne Atmosphäre, grosse, lange Holztische, viel freier Raum, ein Flipperkasten, eine Diskothek und grosse Lampen gestalten den Raum zu einem für Junge recht attraktiven Aufenthaltsort. Der Besitzer der «Farnsburg» steht im Ruf, für seine Gäste Verständnis zu haben, wenn buchstäblich betrachtet einmal «Not am Mann» ist. Er half manchem Jugendlichen, und wenn die Jungen mit den rauhen Sitten bisweilen randalierten oder andere Gäste belästigten, so ermahnte er sie oder schickte sie weg.
Zu den vielbegangenen Treffpunkten der Jugend gehört in Basel auch das Bahnhofbuffet, überhaupt der Bahnhof. Das Kommen und Gehen, die Betriebsamkeit, der Lärm, die wegfahrenden Züge üben besonders auf sich heimatlos und einsam fühlende junge Menschen einen grossen Zauber aus. Das Buffet gehört zu den Lokalen, die morgens als erste öffnen, und der rege Zustrom von Passanten vermittelt die begehrte Anonymität.
Es ist nicht einfach zu sagen, welche Schichten unter der Jugend in Basel sich wo treffen. Ähnliches Gehaben und eine weitverbreitete Einfachheit in der Kleidung verwischen soziale Unterschiede. Im Café «Brandis» am Blumenrain scheinen jedoch in erster Linie Mittelschüler und Lehrlinge zu verkehren. Das «Brandis» bietet mit seinen grossen, breiten Fenstern einen reizvollen Ausblick auf den Rhein und kann auf eine recht breite «Stammkundschaft» zählen. Es sind daneben besonders in der jüngeren Vergangenheit noch andere Lokale in der Stadt als Treffpunkte aktuell geworden, so etwa das «Bebbi» in der Freien Strasse. Weitere, bei den Jungen recht beliebte Etablissements sind der «Bierkeller» im Kleinbasel und die «Kunsthalle». Dabei müssen auch die Quartiertreffpunkte in Betracht gezogen werden,



Im Jugendhaus der BFA.

von denen es besonders in den dichter besiedelten Vierteln in Grossbasel-West und im Kleinbasel mehrere gibt. Indessen gilt es, die Feststellungen eines Sozialarbeiters zum Thema der Jugendtreffpunkte zu berücksichtigen: «Plätze, Parkanlagen, Lokale werden plötzlich und für den Beobachter ohne ersichtlichen Grund zu bevorzugten Treffpunkten. Sie sind unter den Jugendlichen in Windeseile bekannt und werden häufig nach kurzer Zeit ausschliesslich und regelmässig von jungen Leuten aufgesucht. Ebenso schnell aber wie sie sozusagen annektiert sind, können sie wieder aufgegeben werden und an Bedeutung verlieren.»

Es wird zudem auffallen, dass bisher – mit Ausnahme der «Klagemauer» – hauptsächlich von Treffpunkten in Lokalen die Rede gewesen ist. Das ist bei genauer Betrachtung der städtischen Verhältnisse der Gegenwart nicht verwunderlich: Wo sonst könnten sich die Jungen denn treffen, wo doch der Verkehr weitgehend die Strassen

beherrscht und zahlreichen Plätzen die Hauptfunktion zugewiesen worden ist, als Abstellfläche für Autos zu dienen?
Die Probleme mit der Jugend und um die Jugend haben in den vergangenen Jahren zahlreiche Institutionen – so auch die Kirchen – veranlasst, Treffpunkte, manchmal als Alternative zu den bestehenden in der Stadt, anzubieten. Die bekanntesten davon sind das Jugendhaus der Basler Freizeit-Aktion im ehemaligen Sommercasino an der Münchensteinerstrasse, das «Meet-in» im Pfaffenloh in Riehen, wo den Jungen auch Gelegenheit zu gegenseitiger Aussprache, auf Wunsch mit Erwachsenen, verschafft wird, dann das Jugendhaus der Matthäusgemeinde, der Treffpunkt St. Johann im Leonhard-Ragaz-Haus an der Elsässerstrasse und das Pfarreiheim bei der Antoniuskirche. Ferner werden in weiteren Kirchgemeindehäusern an Samstagen regelmässig Disco-Parties veranstaltet.
Ein ganz wesentliches Element fast aller Treffpunkte, sowohl der mehr spontanen als auch der eher organisierten und somit leicht «kontrollierten», bildet die Musik. In der Musik der heutigen Jugend haben die Verständnis-Schwierigkeiten zwischen der jungen und der älteren Generation sozusagen ihren kulturellen Niederschlag gefunden. Es ist sehr bezeichnend, dass die Jungen den am Radio gespielten Schlagern etwas reserviert, hin und wieder sogar ablehnend gegenüberstehen. Sie betrachten die Pop-Musik als die ihnen adäquate Klangwelt, und es ist für Erwachsene nicht immer einfach, den Zugang zu dieser Musik zu finden, sofern sie sich überhaupt darum bemühen und das Ganze nicht in erster Linie als ungeheuren Lärm abtun. Doch in der Musik der heutigen Jugend manifestiert sich in gewissem Sinne die Auflehnung gegen die bestehenden Lebensformen und -auffassungen, sie bildet gleichsam den Widerhall des Lebens in Strassenschluchten, auf betonierten Wegen und hinter von kaltem Neonlicht verzierten Fassaden.
Sehr beliebte Treffpunkte im Freien sind – wenn Wetter und Klima es gestatten – die Gartenbäder im Sommer und im Winter die Kunsteisbahnen. In den Gartenbädern erweist es sich, wie rasch die Jungen der heutigen Generation zueinander Kontakt finden, die Verbindungen sind bald einmal hergestellt, sei es über gemeinsame Bekannte, Schulhäuser, Berufsschulen oder Arbeitsplätze. An diesen Orten entspricht die «heutige Jugend» den Vorstellungen am ehesten, die Erwachsene sich gewöhnlich von der «goldenen Jugendzeit» machen. Doch gerade diese Vorstellungen können den hin und wieder aufbrechenden Konflikten stets von neuem zugrundeliegen.
Von allen möglichen und vielleicht auch bald wieder in Vergessenheit geratenden Treffpunkten der Basler Jugend sind wohl die Ufer von Rhein und Wiese die beständigsten und traditionellsten. An der Rheinpromenade sonnen sich die Jungen an schönen Sommertagen manchmal zu Hunderten, sei es in der Mittagspause oder in freien Vor- und Nachmittagsstunden. Angesichts des dahinfliessenden Stromes und der vertrauten Silhouette ihrer noch immer bezaubernden Heimatstadt erscheinen die Mädchen und Burschen dort als gelöst, unkompliziert und im besten Sinne des Wortes als jung. Kein Vernünftiger unter den oft besserwissenden, quengelnden und mit mehr oder weniger Grund besorgten Erwachsenen wird ihnen dort seine Sympathie versagen können!